

Ex-Zwangsarbeiter fühlten sich an Weihnachten wie in einer Familie

Vor 30 Jahren: „Caritas-Ausländerheim“ half alleinstehenden heimatlosen Männern

„Es ist unbestritten, dass die katholische Kirche NS-Zwangsarbeiter beschäftigte und gut daran tut, hierfür Entschädigung zu leisten“, wollte Anton Frank, Leiter der Caritas-Wohnheime und Werkstätten Ingolstadt, von vornherein keine Missverständnisse aufkommen lassen, als er sich vor kurzem mit seinem einstigen Weggefährten Georg Franz Koloska traf: Beide blickten einmal zusammen auf ihre Zeit vor genau 30 Jahren zurück, als sie gemeinsam für das frühere „Ledigenwohnheim für alleinstehende heimatlose Ausländer“ tätig waren, der Vorgängereinrichtung der heutigen Wohnheime und Werkstätten. In dieser Zeit hatten sie eine andere Erfahrung des Umgangs von Kirche mit Menschen gemacht, die als Zwangsarbeiter tätig gewesen waren: Beide wissen noch gut, dass ohne den Katholischen Caritas-Verband der Diözese Eichstätt viele Menschen, die aus den osteuropäischen Ländern nach Deutschland und teilweise auch Bayern verschleppt worden waren, nach dem Krieg ein noch schwereres Schicksal gehabt hätten.

Zuvor hatte der Deutsche Caritasverband zusammen mit dem Amt für Flüchtlinge und Vertriebene der Vereinten Nationen und dem Bayerischen Staat den wesentlichen Stein der Hilfe für alleinstehende ausländische Männer ins Rollen gebracht: Sie erkannten, dass die letzten in Ingolstadt verbliebenen Lagerbewohner nicht in der Lage waren, allein in Wohnungen zu leben, sondern aufgrund seelischer wie körperlicher Gebrechen eine andere Lebensform benötigten. Vor genau 40 Jahren, in den Jahren 1961/62, wurde erfolgreich beim Landesarbeitsamt ein Darlehen sowie bei den Vereinten Nationen ein Zuschuss beantragt, dank denen kurze Zeit später dieses Eingliederungsheim seine Türen öffnete. „Der wesentliche Verdienst des Caritas-Verbandes war zunächst, dass er sich als Träger zur Verfügung stellte, denn das wollten andere nicht tun“, weiß der erste Heimleiter Walter Lukas noch, der heute in Gstadt am Chiemsee wohnt. Noch mehr Verdienste haben sich freilich die Caritas-Betreuer selbst erworben, die für die oft unter schweren Krankheiten leidenden und alkoholabhängigen Männer aktiv wurden: Rund 70 waren aus den Flüchtlingslagern ins Ledigenwohnheim einzogen, weil sie in Wohngemeinschaften nicht unterkommen konnten. „Ich hatte einmal drei Monate lang keinen freien Tag“, erinnert sich der frühere Heimleiter. Und sein Mitarbeiter Georg Franz Koloska, der eine 60-Stundenwoche zuzüglich Nachtbereitschaft hatte, ist noch so manche heikle Situation im Kopf: Ihn bedrohte einmal ein an sich gutmütiger Russe mit einem Messer, weil er kein Bier mehr hatte. „Das ging an die Substanz, und deshalb gab ich meine Arbeit dort auch nach drei Jahren auf“, macht Koloska deutlich, welcher Einsatz abverlangt wurde.

Mit wenigen Helferinnen und Helfern versuchten die beiden Betreuer auf allen Ebenen für die Betroffenen da zu sein: Da viele eine weitere Kasernierung fürchteten, gestand Lukas zunächst jedem einen kleinen eigenen Bereich im Keller und im Garten zu, wo sie ihre eigenen angesammelten Sachen abstellen konnten. „Dafür waren freilich viele Einzelgespräche nötig, denn die Leute litten nach ihrem gestohlenen Leben unter einem vollkommenen Vertrauensverlust“, erzählt Lukas. Da die zuerst vorgesehene eigene Essensversorgung dazu führte, dass viele noch häufiger zum Alkohol griffen, führte der Heimleiter einen Mahlzeitendienst ein: „Erst holte das immer ein Bewohner in einem Wagen aus dem Kolpinghaus, später hatten wir eine eigene Küche im Keller. Wichtig war, dass dadurch tatsächlich der Alkoholkonsum zurückging.“ Als Arbeitstherapie montierten die Bewohner

Elektrostecker, eine Kegelbahn sorgte für Bewegung und etwas Vergnügen, ebenso wie gemeinsame Wanderungen ins Gebirge oder in den Köschinger Forst sowie musikalische Gruppenabende. Um den Kranken zu helfen - rund 90 Prozent der Männer litten an Tuberkulose, 80 Prozent an Alkoholproblemen und 30 Prozent an Psychosen – riefen Lukas und Koloska Ärzte ins Haus oder vermittelten in Kliniken.

„Eine Zeit, die sich positiv von diesem Alltagsleben abhob, war die Weihnachtszeit“ berichtet Koloska. Am Heiligen Abend feierte der Pfarrer von St. Pius mit den Bewohnern gemeinsam eine Messe. Daran beteiligten sich auch die vielen orthodoxen Christen, obwohl sie normalerweise später Weihnachten haben. Eine Pfarrjugend führte ein Weihnachtsspiel auf. Gegen Mitternacht gab es für jeden ein halbes Huhn, „und so feierten wir gemeinsam bis 1 Uhr ohne Alkohol und Exzesse“, erzählt Lukas. Die meisten heimatlosen Ausländer waren tief religiös: „Diese Leute wollten nicht glauben, dass die Amerikaner auf dem Mond gelandet waren, weil sie sagten: Das lässt Gott nicht zu.“ Das weiß Anton Frank noch, der einige Jahre für das im Volksmund genannte „Ausländerheim“ tätig war, bevor es später - als zunehmend deutsche Strafentlassende die Plätze der verstorbenen oder weggezogenen Ausländer belegten – unter seiner Regie in Caritas-Wohnheime und Werkstätten umbenannt wurde. Vor allem, wenn Franks Kinder kamen, spürte er: „Die alleinstehenden Männer sehnten sich nach einer Familie. Die fanden sie natürlich auch im Caritasheim nicht, doch zumindest waren sie hier nicht mehr allein, und an Weihnachten fühlten sich hier auch wie in einer Familie.“

4.12.2001

Peter Esser